

Schreiben gegen die Mächte der Zeit

Ernst Jünger und seine Annäherung an das Christentum in den Kriegsjahren

Vor 70 Jahren, im Schicksalsjahr 1939, arbeitet der Schriftsteller Ernst Jünger im gemeindlich ungenutzten evangelischen Pfarrhaus von Kirchhorst bei Hannover, wo er seit April mit seiner Frau Gretha von Jeinsen und seinem Bruder Friedrich Georg wohnt, an einer Erzählung. Am 26. Mai notiert er in sein Tagebuch: „Auch schaffe ich jeden Morgen nicht übel an den ‚Marmorklippen‘, in denen ich die Schilderung des Pater Phyllobius beendete, wobei ich, wie ich hoffe, die katholischen Klischees vermied“¹ (2,51). Im September, der Krieg hat bereits begonnen und Jünger ist als Hauptmann der Infanterie eingezogen, erscheint „Auf den Marmorklippen“ in einem Berliner Verlag.

Es ist die Fabel einer strategisch angelegten Machtergreifung marodierender, perfekt organisierter Cliquen unter autokratischer Führung, an fiktiven Schauplätzen entlang einer südlichen Meeresküste. Pater Phyllobius – der in den Blättern wohnt – trägt jetzt den Namen Pater Lampros, eines „Christenmönches ... aus dem Kloster der Maria Lunaris“ (15,290). Er amtiert dort als Bibliothekar und Gärtner und wird als ein Mann mittleren Alters geschildert, der über die Gabe verfügt, die Zeichen der Zeit wie der Natur zu deuten und sich einer allgemeinen Beliebtheit an den multireligiösen Städten der „Marina“ erfreut. In der Schlußszene des Buchs sind die verfolgten Christen einer verheerten Stadt in die „Kirche der Heiligen Familie“ geflüchtet; man hört ihren Gesang, eine Vertonung des 146. Psalms²: Christentum, in freundlichen Farben gemalt.

Das parallel geführte, bereits erwähnte Tagebuch kann auch andere Töne anschlagen, zum Beispiel nach dem Besuch einer evangelischen Kirche am Karfreitag, dem 7. April:

„Der sakrale Ton liegt auf der Predigt wie eine dünne, abgeblätterte Folie. Bei den Protestanten ist das noch hörbarer als im Süden, wo man ja auch ‚allein auf den Glauben‘ nicht angewiesen ist. In Norwegen (1935, R. W.) hatte ich den Eindruck von Darbietungen, bei denen man sich an imaginären Seilen in die Höhe zog“ (2,31).

Erwartungen und Enttäuschungen sind gleichermaßen zu spüren.

Repräsentant einer Kulturkrise

Ist das noch der hochdekorierte Offizier des Ersten Weltkriegs, der erfolgreiche Kriegstagebücher wie „In Stahlgewittern“ (1920) oder „Feuer und Blut“ (1925) veröffentlicht hat? Ja, und die Spur führt von diesen Erstschriften durchaus konsequent zur Autorschaft an den „Marmorklippen“.

Ernst Jünger, in einem liberal-bürgerlichen, religionsindifferenten Vorkriegsmilieu aufgewachsen, verliert mit dem Ausbruch und Verlauf des Ersten Weltkriegs, den er in den Schützengräben der Westfront erlebt, das Vertrauen zu den geistig dominanten Mächten der Zeit. Die Wissenschaften, der Kulturprotestantismus, die politisch-sozialen Fortschrittslehren – sie alle vermögen ihm das Warum und Wozu des Geschehens nicht mehr angemessen zu beantworten. Als Soldat bei der Reichswehr, dann, 1923 bis 1926, als Student der Zoologie in Leipzig, danach als selbständiger Publizist in Berlin stellt er sich autodidaktisch auf eigene Füße.

Jünger sucht nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält, dem Wesentlichen im Vergänglichen, einen metaphysischen Sinn der Geschichte: „Was ging am Grunde vor?“ (7,13) Dichterisch verklausuliert, ist sein erklärter Gegner das neuzeitliche Weltbild. Es beziehe im Kausalitäts- und Entwicklungsdenken alles auf den Menschen und dessen Bedürfnisse und Verwertungsinteressen, dirigiert von einem entfesselten Herrschaftswillen über Natur und Gesellschaft. Kehre man diese Willensrichtung um, betrachte man die Welt nicht vom Menschen, sondern den Menschen von der Welt her, falle neues Licht auf Dinge und Verhältnisse, Ereignisse und Entwicklungen.

In einer ersten Anwendung setzt Jünger den (nicht sozialökonomisch verstandenen) Begriff des „Arbeiters“ als Symbol für die Manifestationen der Moderne ein³. Die beschleunigte technologische Verwandlung des natürlichen Lebens in Energie zugunsten menschlicher Zukunftsprojekte im Weltmaßstab verändere den Planeten in seinen Grundfesten. Das System zerreiße alle Traditionsbestände und schalte das bürgerliche Individuum gleich. Die Naturlandschaft verwandle sich in eine „Werkstättenlandschaft“.

1933 verläßt Jünger Berlin und geht nach Goslar im Harz, später nach Überlingen am Bodensee. In einem Brief an Alexander Mitscherlich berichtet er:

„Meine theologischen Studien gehen auf das Jahr 1933 zurück ... Ich kam im Laufe der Jahre zu dem Ergebnis, daß im Christentume sich auch heute noch gewaltige Reserven verborgen halten, die freilich mit den Mitteln des zwanzigsten Jahrhunderts aufgeschlossen werden müssen, um wirksam zu sein.“⁴

Grund und Folge davon ist die Abkehr von der revolutionären Perspektive hin zu einer Wertschätzung der kulturellen und sozialen Überlieferungen der Menschheit.

Die Welt als Abglanz des Ewigen

Alle Überlegungen seit 1920 strömen ins Delta seines vielleicht bekanntesten und womöglich wichtigsten Buchs „Das abenteuerliche Herz“ von 1938⁵; denn hier legt er die Fundamente des mittleren und späten Werks. Das Abenteuer des Lebens finde überall dort statt, wo man der Welt auf den Grund geht und dazu die gängigen menschlich-allzumenschlichen Perspektiven aufgeben muß, als da sind: Bequemlichkeit, Nutzen, Gewohnheit und vor allem Verfügbarkeit der Welt. Dann offenbare sich in der Tiefe jedes Empirischen eine letzte, wirkmächtige Realität: „Es gibt an dieser Tafel keine Speise, in der nicht ein Körnchen vom Gewürz der Ewigkeit enthalten ist“ (9,199).

Freilich: Der allumfassende Sinn, die Weltformel sozusagen, sei unerreichbar, bleibe ein Mysterium. Immer gelängen uns nur sporadische Ausblicke auf „Zeichen und Runen“ einer Ordnung, die alles trägt und uns umgibt. Als erstes zeigt die Natur Ernst Jünger ein neues Gesicht: Naturbetrachtung ist in erster Linie eine Übung im neuen Sehen, von der Vielfalt der Erscheinungen auf Urprinzipien und die Dynamik des Absoluten, der „essence divine“ zurückzuschließen. „Das Auge muß, und sei es auch nur für die Spanne eines Aufschlages, die Kraft bewahren, die Werke der Erde wie am ersten Tag zu sehen, das heißt, in ihrer göttlichen Pracht“⁶ (9,250). Die Entdeckung der Urpflanze sei solch eine Epiphanie gewesen.

An der Natur erweise sich die Aufteilung in wahre und falsche Realitäten als abwegig; wenn wir sie dennoch als widerspenstig, häßlich oder überflüssig empfinden, läge es an unserem ichbezogenen Standpunkt: „Daß manche Tiere ... uns absurd erscheinen, beruht auf perspektivischer Verzerrung und deutet die Entfernung unseres Standorts von dem des Schöpfers an“ (3.2.1940; 2,100).

Der in physikalische und chemische Formeln zerstückelten Natur soll mit einer ganzheitlichen, bildhaften Wahrnehmung, ihrer Einbettung in eine sinngefügte Welt und einer kongenialen sprachlichen Darstellung neuer Zauber verliehen werden: „Das Wirkliche ist ebenso zauberhaft, wie das Zauberhafte wirklich ist“ (9,22)⁷.

Der Natur entnimmt Jünger seinen Optimismus, daß sich alles mit allem ausgleiche, die „doppelte Buchführung des Lebens“. Selbst die Vorstellung des Untergangs der Arten vermag ihn nicht zu erschüttern: „Wenn die Tiere der Erde, wie ich oft in trüben Stunden fürchte, alle ausgerottet würden, so blieben sie doch in ihrer Unversehrbarkeit bestehen. Sie ruhen im Schöpfer, und nur ihr Schein wird ausgetilgt“ (23.7.1939; 2,63).

Eine „Neue Theologie“

Jünger wirft der Naturwissenschaft vor, sie schreite nicht von ihren isolierten Fakten zur Erkenntnis des Wunders und der Seinsfülle, bleibe im analytischen Problem-denken befangen. Sie weiß sozusagen nichts von dem Überfluß, den sie verwaltet:

„Das Leben birgt zwei Richtungen; die eine ist der Sorge zugewandt, die andere dem Überflusse, der die Opferfeuer umringt. Unsere Wissenschaft ist ihrer Anlage nach der Sorge zugeordnet und der Festseite abgewandt; sie ist mit der Not untrennbar verbunden wie der Messende mit dem Maß ... Daher müßte man die Wissenschaft vom Überfluß erfinden, wenn sie nicht seit jeher bestände – denn sie ist keine andere als die Theologie“ (9,311).

Es geht wieder um den eingeklagten Paradigmenwechsel: Die Erde ist nur dann ein Jammertal, analysiert man sie vom Standpunkt ihrer Mängel und Probleme, welcher die defizitäre Perspektive des selbstzentrischen Menschen wiedergebe. Die „Neue Theologie“ soll dagegen kosmozentrisch an den natürlichen Reichtum (an Formen, Variationen, Farben, Gestalten usw.) anschließen und von der „göttlichen“ Herkunft der Weltzusammenhänge Rechenschaft ablegen: „Ob jemand im Unendlichen eine Zahl oder ein Zeichen zu erblicken vermag, diese Frage ist der einzige und letzte Prüfstein, an dem sich die Art eines Geistes beantwortet“ (9,14)⁸ – ein sympathischer Satz, denkt man beispielsweise an die Zahlen, mit denen die heutige Astronomie operiert, der aber wohl den Verlust der qualitativen Zahl seit der Renaissance kritisieren soll.

Zu den Aufgaben einer „Neuen Theologie“ zählt Jünger ferner eine *Ars moriendi*: „Wie dem Kinde Organe gegeben sind, welche die Geburt erleichtern und ermöglichen, so besitzt der Mensch auch Organe für den Tod, deren Bildung und Kräftigung zur theologischen Praxis gehört“ (9,282). Mit gutem Grund, denn der Tod ist nach Jünger der radikalste Perspektivenwechsel auf sich und die Welt:

Es ist eine Perspektive, „die auch der Letzte zu beschreiben fähig sei“ (9,201); durch sie „fällt dem inneren Auge eine neue Art der Anschauung zu. Nun erscheint ihm (dem Sterbenden) das Leben in einem neuen Sinn, ferner und deutlicher als sonst ... Der Mensch erfährt seinen Wandel in der Perspektive des Notwendigen ... In dieser Spanne, die zugleich zur Zeit und auch schon nicht mehr zur Zeit gehört, darf man auch die Bezirke vermuten, die von den Kulturen als die Purgatorien geschildert sind. Es ist der Weg, auf dem die menschliche Würde ihre Wiederherstellung erfährt“ (9,280f.).

Blick auf den Menschen aus unendlicher Entfernung

Jüngers Betrachtung des menschlichen Mit- und Gegeneinanders – Kultur, Gesellschaft, Geschichte – folgt den gleichen Prinzipien wie der Naturkontemplation: aus der Distanz heraus Bilder und Gleichnisse auszumachen und damit ihren verborge-

nen Sinn (sprich: Seinsbezug) zu entbergen. Infolgedessen nimmt er Abstand von den Motiven der handelnden Personen:

„Vielleicht tut man überhaupt gut, den Blick von den Absichten abzuwenden und die Gebilde so zu betrachten, als ob die Natur oder ein dunkler Instinkt sie hervorgetrieben hätte; und vor allem darf man sich nie auf die Erklärungen verlassen, die der Mensch von heute über seine Bestrebungen abzugeben sucht“ (9,277).

Für den geistes- und sozialwissenschaftlich geschulten Skribenten kommt damit schwere Kost auf den Tisch, muß er sich doch gravierende Korrekturen seines gewohnten Denkmusters gefallen lassen. Die Vielfalt der historisch-kulturellen Welt gefiert zu konstanten Beziehungsmustern: „Hinter der Fülle des Wiederkehrenden verbergen sich Figuren von beschränkter Zahl“ (9,325).

Der Mensch setzt seine Tätigkeiten nicht selbst in Gang, sondern Impulse einer letzten, kosmischen Realität um. Jünger interessiert sozusagen die Vertikale des Handelns, nicht die Horizontale von Beweggründen und Zwecken.

Geschichte ist kein zeitlich verlaufendes, unwiederbringlich-einmaliges Geschehen, sondern das „Neuartige wiederum ist nur der zeitgemäße Ausdruck einer sich wiederholenden Konstellation“ (9,276). Die Moderne verliert ihren Status sui generis. Schon früher hatte Jünger gemutmaß, der Erste Weltkrieg sei „der Eintritt eines kosmischen Gegensatzes (gewesen), der sich stets wiederholt, wenn die Weltordnung erschüttert ist und der sich hier in den Symbolen eines technischen Zeitalters zum Ausdruck bringt“ (Der Arbeiter, 8,114). Fortschritt wie Rückschritt sind gleichermaßen unangebrachte Kategorien, jede Epoche ist gleich nahe zu Gott – so hat Leopold von Ranke den Sachverhalt formuliert.

Die Weltgeschichte wird dem großen Historiker zugewiesen, der ahnt, wohin die Reise ging:

„Unsere Geschichte, die eine Geschichte der Parteiungen ist, wird durch ein göttliches Auge ergänzt. Architektonisch gesprochen zeichnet der Historiker in den babylonischen Plan unserer Anstrengungen die Bögen ein, deren Wahrnehmung sich den handelnden Mächten, die den tragenden Pfeilern gleichen, notwendig entzieht“ (9,247).

„Es geht hier der Schilderung aufeinanderfolgender Ereignisse die Ermittlung ihrer außerhalb der Zeit gelegenen Bedeutung voraus“ (9,324) – ein Blick *sub specie aeternitatis* also. Jünger liebt es in diesem Zusammenhang, unser Tun und Treiben als göttliche Komödie auszudeuten: „Dann erscheint uns das menschlich-gesellige Treiben wie auf einer Bühne zugleich vereinfacht und vertieft“ (9,289), und wir würden erkennen, „daß man als ein unter dem Gesetze einer höheren Regie improvisierender Statist an einem Schauspiel teilgenommen hat“ (9,254).

In der Technik sieht Jünger nichts Schöpferisches mehr, das „Lied der Maschinen“ – so der Titel eines Stücks – singt er nur noch in Moll. Seine einstige Hoffnung, dem Weltgeist in die Karten sehen zu können, hat er aufgegeben:

„Wie Odysseus ... segeln wir zwischen Kriegen und Bürgerkriegen dahin und kennen ... nicht einmal den Namen des Vorganges, in dessen Maschen wir gefangen sind. Gar zu gern würde ich das einmal in einer Weltgeschichte lesen, wie sie in zweihundert Jahren erscheinen wird“ (9,319).

Was bleibt zu tun? Auch im Handeln komme es darauf an, in Einklang mit dem Umfassenden zu bleiben, im Gewohnten wie in Extremsituationen, in Erfolg oder Mißerfolg „die Weltordnung an sich und in ihrem Kerne (zu) bestätigen“ (9,274).

Noch einmal: die Parabel vom Fall der Großen Marina

Kehren wir zur Ausgangserzählung zurück: In den „Marmorklippen“ begegnen wir keinen Individuen, die nach Maßgabe ihrer Willkür den Weltgang im Großen und Kleinen steuern. Ein Ensemble von Charakteren und Typen bevölkert die literarische Bühne und spielt ein Repertoire politisch-sozialer Grundkonstellationen, das einem bestimmten Abschnitt im kosmischen Zyklus zugehört.

Die „Große Marina“, der Bodenseelandschaft nachgebildet, ist kein konkret-geschichtlicher Raum, sondern ein verallgemeinertes Reich, das immer und ewig besteht: „Die Kunst, sich so den Blick zu schärfen, nannte Bruder Otho ‚die Zeit ab-saugen‘“ (15,262). Bei aller Entzeitlichung schimmert die historische Vorlage und ihre Düsternis in der Komposition aber noch deutlich genug durch⁹: ein verlorener Krieg, Nachkriegswirren, rivalisierende politische Gruppen, eine heraufziehende Diktatur mit barbarischen Konsequenzen, ein sich formierender Widerstand.

Der Erzähler erblickt „von ihrer Höhe (der Marmorklippen) das Leben“ (15,272), findet die Ruhe jenseits des geschilderten Dramas, das sich nicht in der Aktualität der Handlungen erschöpft, „und wenn wir hoch genug gestiegen sind, umschließt uns überall, wo wir auch stehen, der reine Ring, der uns der Ewigkeit verlobt“ (15,264). Zwietracht wird zur Notwendigkeit hinaufgesteigert. „Maß und Regel (sind) in den Zufall und in die Wirren dieser Erde unvergänglich eingebettet“ (ebd.). Selbst im Angesicht der Katastrophe bleibt der Erzähler abgeklärt: „Und freudig erfaßte uns das Wissen, daß die Vernichtung in den Elementen nicht Heimstatt findet und daß ihr Trug sich auf der Oberfläche gleich Nebelbildern kräuselt, die der Sonne nicht widerstehen“ (15,298).

Pater Lampros – Sinnbild eines Homo religiosus

Im Pater Lampros – dem Leuchtenden – verdichtet Jünger alle Merkmale, die für ihn das Ideal eines religiösen Menschen im Sinn einer „religio“, der Bindung an die letzte, numinose Realität ausmachen. Diese versteht er als ein ruhendes, unvergängliches Sein, wie der Beschreibung der Marienstatue zu entnehmen ist: „So war die

Gottheit dargestellt als Macht, die über dem Veränderlichen thront und die man zugleich als Bringerin und Fögerin verehrt“ (15,292).

Von den Eigenschaften des Paters wurde seine seelsorgerische Tätigkeit erwähnt. Doch „wirkte er im Schweigen stärker als im Wort“ (15,293) und in den Sakramenten, die er „spendete, ... doch nicht in priesterlicher Form“ (15,295). Eine von den Geschehnissen der Welt, die er durchschaut, unabhängige und unberöhrte Person, sind die Quellen seiner Weisheit die Baupläne und Mysterien der Natur, der Traum, und die Sprache der Schriften.

Wir wissen um die Bedeutung der Natur für den Autor Jönger. Nun zum Traum. Jönger bezieht den Traum nicht auf die Biographie und die Befindlichkeiten des Träümers, wie die Tiefenpsychologie und Psychotherapie es tun. Da stünde ja der Gesichtspunkt des Ichs wieder im Zentrum.

Der Traum ist für ihn eine außergewöhnliche Perspektive auf die Welt, weil in ihm die Wahrnehmung sich nicht mehr in den Kategorien von Raum, Zeit und Kausalität bewegt. Unter der „Oberfläche“ der Traum Inhalte würden sich in der „Tiefe“ zeitlose Urmuster verbergen, in die unser aller Leben (und nicht nur das des Träümers) eingesenkt ist: Hier erfassen wir nicht mehr das Detail, sagt Ernst Jönger, sondern den Eindruck des Ganzen, und darauf kommt es ihm an. Der Traum reiche bis in die geschichtlichen Gegebenheiten, die plötzlich transparenter werden, wie zum Beispiel die Dämonien des Zivilisationsprozesses.

So ist in unserer Fabel der Protagonist des Bösen, der „Oberförster“, Jönger – angeblich – zuerst im Traum erschienen. Im Urteil des Bruders und Mitstreiters des Erzählers – deutlich seinem Bruder Friedrich Georg Jönger (1897–1977) nachgebildet – über Lampros spiegelt sich mithin allerhöchstes Lob: „Er, der gleich einem Träümer hinter Klostermauern lebe, sei von allen vielleicht allein in voller Wirklichkeit“ (15,295) – in der wirkenden Wirklichkeit nämlich.

Auch die Bibliothekarsrolle von Lampros ist nicht zufällig. Sprache ist für Jönger kein bloßer Informationsträger oder soziale Konvention. Die historischen Sprachen münzen die Ursprache, den Logos, unter menschlichen Bedingungen aus. Nicht wir beherrschen eine Sprache, sondern die Sprache beherrscht uns, ließe sich überpointieren. Lampros wird zu einem Alter Ego seines Erfinders, denn dem „Autor ... ist das Wort verliehen, damit es an das Ein und Alles gerichtet wird“ (9,183).

Auffällig bleibt, wie der Einzelgänger Ernst Jönger den Pater an die Geschichte und Tradition der Kirche bindet:

„Oft nannte Bruder Otho ... an diesem Geist das Wundersame, daß er so hohe Grade der Erkenntnis mit der strikten Regel zu vereinigen verstand..., daß wohl auch das Dogma die Grade der Vergeistigung begleite – wie ein Gewand, das ... mit jedem Schritte an unsichtbarer Qualität gewinnt“ (15,295).

Das heraufziehende politische Ungemach hat Lampros längst erkannt, doch trübt es seine Geistesruhe nicht. Im Finale geht er gefaßt, heiter, ja enthusiastisch in den

Flammentod. Der Märtyrer für seinen Glauben gehört zu Jüngers bleibenden Idealgestalten wie der Mönch und der Eremit – in ihrer Abkehr von lediglich immanenten Werten.

Mit alldem, will Jünger uns beibringen, leiste der Pater Widerstand im Geist. Aufbau und Ablauf der Geschichte legen nahe, ein physischer Widerstand hätte nur neue Gewalt heraufbeschworen:

Des Oberförsters „Erstarken deutete auf tiefe Veränderungen in der Ordnung, in der Gesundheit, ja im Heile des Volkes hin. Hier galt es anzusetzen, und daher taten Ordner not und neue Theologen, denen das Übel von den Erscheinungen bis in die feinsten Wurzeln deutlich war; dann erst der Hieb des konsekrierten Schwertes, der wie ein Blitz die Finsternis durchdringt. Aus diesem Grund mußten die einzelnen auch klarer und stärker in der Bindung leben als je zuvor – als Sammler an einem neuen Schatz an Legitimität“ (15,319).

Lange vor dem 20. Juli 1944 geschrieben, enthüllt die Erzählung eine geradezu visionäre Voraussicht.

„Bindung“ scheint überhaupt ein Schlüsselwort für das Verständnis Jüngers zu sein. Sein Opus ist ein stetes Suchen nach einer Bindung, einem Sichfestmachen im Absoluten, in der Erkenntnis wie im Handeln. Schon 1929, noch während seiner „nationalrevolutionären“ Phase, feierte er in der Rezension eines Buchs von Georges Bernanos den Katholizismus als die Institution, die vorbildlich das Wesen einer absoluten Bindung ausdrücke.

„Gärten und Straßen“, das erste Kriegstagebuch: Leben in Kunst verwandelt

„Gärten und Straßen“ entfaltet Jüngers Überzeugungen autobiographisch weiter im Zeitraum vom April 1939 bis Juli 1940, von der Übersiedlung Jüngers vom Bodensee nach Hannover bis zur Rückkehr vom Frankreichfeldzug.

Im Angesicht der historischen Turbulenzen will der Autor erst recht die Gleichnisse „des Überflusses und der Unerschöpflichkeit der Erde“ (26.9.1939; 2,74) nicht aus den Augen verlieren, das Unendliche im Endlichen aufsuchen, „das Einmalige, das für alle Zeiten Bedeutende, das den Alltag durchwebt“ (5.7.1940; 2,200). Er hält am Vertrauen zum Lauf der Welt fest:

„Die Menschengeschichte weicht ab, auf das Mechanische oder auch Dämonische zu, kehrt aber zu den Normen zurück, indem sich ein neues Gleichgewicht ausbildet. Das Geheimnis liegt darin, daß das Leiden höhere, heilende Kräfte erzeugt“ (10.6.1940; 2,163).

Jüngers Überzeugung von der Prädestiniertheit der Weltgeschichte verschärft sich: „Auch das historische System geht hin und wieder, um zu bestehen, gleich dem Kosmos in Feuer auf“ (21.4.1939; 2,40). Der bevorstehende Krieg sei unvermeidlich; notwendig war die Reformation, und eine künftige Reunion der

Kirchen könnte einstmals ebenso notwendig sein. Durch das ganze Tagebuch ziehen sich damit fast zwangsläufig Reflexionen über das Verhältnis von Freiheit und Determinismus, die sich – dem Thema gemäß – nicht auf eine Summe bringen lassen. Jünger behält das Bild einer Divina Commedia bei und bekennt, „wie wir ja ungern die Drähte spüren, an denen das Marionettenspiel befestigt ist“ (10.9.1939; 2,71).

Sein Fatalismus wird ihn einholen. 1944, in Paris Mitarbeiter beim Stab des Befehlshabers West, wird er wegen seiner Kontakte zu den Verschwörern des 20. Juli aus der Wehrmacht zwangsentlassen. Zeitlebens, so kann man seinen Tagebüchern entnehmen, quält ihn danach die Frage, ob das Attentat zu Recht gewagt wurde oder nicht – moralisch schon, doch auch historisch?

Jüngers Menschenbild gewinnt zunehmend Konturen. Zwar ist der Mensch ein Geschöpf des Kosmos wie alles Geschaffene, ohne Privileg im Schöpfungsplan, doch mit artspezifischen Eigenschaften. Er kann sich von seinen Projektionen auf die Objekte freimachen: „So schafft schon eine Askese niederen Ranges den Menschen Raum. Wenn wir als Heilige leben, ordnet sich uns das Unendliche zu“ (30.1.1940; 2,97). Der Mensch kann sich wandeln:

„Die Dinge werden durch unseren Zustand angezogen und ausgewählt: die Welt ist so, wie wir beschaffen sind. Jeder von uns vermag also die Welt zu ändern – das ist die ungeheure Bedeutung, die den Menschen verliehen ist. Und daher ist es auch so wichtig, daß wir an uns arbeiten“ (23.6.1940; 2,189).

Er kann allerdings nichts Neues schaffen. Die Welt an sich ist und bleibt vollkommen:

„Unsere Freiheit liegt in der Entdeckung des Vorgeformten – wir dringen im Schaffen zur Schöpfung vor. Das Höchste, was wir so erreichen können, ist eine Ahnung vom unveränderlichen Maß des Schönen“ (19.7.1940; 2,215).

Hingegen bleibe der empirische Mensch ein unvollkommenes Wesen, den erst der Tod vollende:

„Es ruhen im Menschen auch Qualitäten, die erst der Tod entfalten wird. Dann findet die Verwandlung nicht mehr in Schichten, sondern in der Fülle statt. Ihr großen Abenteurer – dies wird euer letztes und größtes Abenteuer sein“ (7.4.1940; 2,122).

Am 14. Januar 1940 beginnt Jünger mit der Bibellektüre. Am 29. März 1940, im Unterstand am badischen Rhein, an seinem 45. Geburtstag, liest er den 73. Psalm. Joseph Goebbels soll, als ihm diese Eintragung zur Kenntnis gebracht wurde, einen Wutausbruch bekommen haben.

Frieden stiften mit den Kirchen

In den Jahren 1942/43 verfaßt Jünger eine kleine Abhandlung mit dem Titel „Der Friede“. Sie zirkuliert in den Kreisen des 20. Juli, wird 1945 in den Niederlanden gedruckt – und verschwindet dann mehr oder weniger in den Archiven der Germanisten¹⁰.

Der erste Teil, eine Analyse der Kriegsursachen, soll uns hier nicht weiter beschäftigen, noch eine politische Beurteilung seiner Vorschläge, noch ihre Wünschbarkeit oder Unerwünschtheit. Einzig der Frage nach Jüngers Nähe zum Christentum gilt unser Interesse; sie beantwortet sich in der Debatte des zweiten Teils, der Gestaltung der Zukunft Europas. Jünger ist sich sicher, eine neue Raum-, Rechts- und Staatsordnung allein könne keine „Frucht für alle“ tragen. „Heilung im Geiste“ müsse vorausgehen, die zerstörerischen Kräfte des „Arbeiters“ in Wissenschaft und Technik müßten domestiziert und „zur Schöpfung freiwerden“:

„Das ist nur möglich, wenn die Menschen sich metaphysisch stärken im gleichen Maße, in dem die Technik wächst. Und hier beginnt das weite, unangebaute Feld der Neuen Theologie als erster Wissenschaft, als Kenntnis der tiefsten Gründe und der höchsten Ordnung, nach der die Welt geschaffen ist ... Wir haben den Punkt erreicht, an dem vom Menschen, wenn nicht Glauben, doch Frömmigkeit, Bestreben, im höchsten Sinn gerecht zu leben, gefordert ..., den reinen Technikern die Menschenführung nicht zugebilligt werden kann. Wer nur auf Menschen und Menschenweisheit schwört, kann nicht als Richter sprechen, wie er als Lehrer nicht weisen, als Arzt nicht heilen kann. Der Staat verfährt zu seinem eigenen Wohle, wenn er nicht nur die großen Heilslehren fördert, sondern wenn er zugleich nur jenen seiner Bürger, die sich zum Glauben an eine höhere als an die menschliche Vernunft bekennen, Vertrauen schenkt“ (7,229f.).

Nach dieser krassen, natürlich gar nicht liberalen, laizistischen und pluralistischen Forderung ruft er die Kirchen in die Verantwortung:

„Die wahre Besiegung des Nihilismus und damit der Friede wird nur mit Hilfe der Kirchen möglich sein. Dazu bedürfen auch die Kirchen der Erneuerung ... im zeitlichen Gewande, und daher sind es neue Formen, in denen der Theologe auf den Menschen zu wirken hat“ (7,230f.).

Dies geschehe erstens durch den Anschluß an die Wissenschaft und ihre „Überflügelung nach Pascals Art“; zweitens mittels staatlicher Bevorzugung der theologischen Studiengänge:

„Es sollten vielmehr der Theologie als oberster der Wissenschaften nicht nur die besten Herzen, sondern auch die besten Köpfe, die feinsten Geister zuströmen, ... die im Ganzen der Schöpfung leben; nur dort ist Überfluß“ (ebd.).

Drittens: „Die“ Kirche müsse in ihren vielen Kirchen in der Einheit auftreten:

„Die Ströme, die in getrennten Betten flossen, müssen sich wieder vereinigen ... Das aber taten die Kirchen, denn ihre Front im Kampfe gegen den Nihilismus war gemeinsam ... Das Schisma, das die Geburt der Nationen begleitete, verliert mit ihrem Untergang den Sinn“ (7,233).

Jüngers Würdigung der Kirchen in Krieg und Verfolgung ist zu ergänzen durch einen Hinweis auf die „Strahlungen“, Jüngers Kriegstagebücher zwischen 1941 und 1945¹¹. In ihnen wird von seiner täglichen Lektüre der Bibel berichtet, deren Aussagen er als letzte, existentielle, ewige Bilder behandelt. Hier in der Friedensschrift zieht er eine Art Bilanz:

„Wir wissen nicht, ob neue Kulte auftauchen. Vorerst hat in Europa die christliche Kirche nur Gegner, die verneinen und die sie überdauern wird, denn immer noch ist sie das stärkste der alten Bänder ... Auch faßt sie in ihrem Schoß die größte Summe von Glauben, die noch lebendig geblieben ist ... trat in den Wirbeln des Unterganges deutlicher als jemals die Wirklichkeit der großen Bilder der Heiligen Schrift und ihrer Gebote, Verheißungen und Offenbarungen hervor. In den Symbolen des göttlichen Ursprungs, der Schöpfung, des Sündenfalles, in den Bildern von Kain und Abel, von der Sintflut, von Sodom und vom Turm zu Babel, in den Psalmen, Propheten und in der den niederen Gesetzen der Schreckenswelt höchst überlegenen Wahrheit des Neuen Testaments ist uns das Muster, das ewige Gradnetz vorgezeichnet, das menschlicher Historie und menschlicher Geographie zugrunde liegt“ (7,232 f.).

Jünger fährt fort:

„Es bleibt die Frage, was denn der einzelne zum Frieden beitragen kann ... Die Verantwortung des einzelnen ist ungeheuer groß und niemand kann sie ihm abnehmen ... Sodann vermag er heute mehr als jemals Gutes zu tun. Die Welt ist von Gewalt erfüllt, von Verfolgten, Gefangenen und Leidenden. Wie leicht, mit wie geringen Mitteln läßt sich hier trösten, mildern, Schutz verleihen. Hierzu hat auch der Einfachste Gelegenheit“ (7,235).

Es ist nicht alles verstaubt, was man in Archiven aufstöbert.

Die weitere Entwicklung

Im Jahrzehnt zwischen 1939 und 1948 erreicht Jünger die größte schriftstellerische Annäherung an die christliche Religion¹². Danach entfernt er sich wieder etwas von ihr, ohne daß sie freilich als kräftiger Impuls je verschwände. Es folgen lange Jahre der Aneignung von und Auseinandersetzung mit anderen religiösen, kulturellen, literarischen Überlieferungen, vor allem den mythologischen Bildern der Menschheit. Davon zeugt unter anderem die gemeinsame Herausgabe der Zeitschrift „Antaios“ mit dem Religionswissenschaftler Mircea Eliade. Immer schwingt alle literarische Produktion um das Kernproblem der Empfänglichkeit für das Absolute, der Zwiesprache mit ihm und der Chiffren, in denen es sich zeige und entschlüsselt werden könne¹³. In den späten Erzählwerken der 70er und 80er Jahre bemächtigt

sich Jünger Skepsis angesichts der Weltentwicklungen, vor allem der Naturzerstörung. „Es ging ein Riß durch die Schöpfung“ liest man dort zum größten Erstaunen.

Die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts – Jünger selbst geht auf die Hundert zu und seine Schaffenskraft ist ungebrochen – sehen ihn plötzlich als aktiven Teilnehmer am katholischen Leben der Ortsgemeinde Wilflingen in Oberschwaben, in der er seit 1950 wohnt – in der Oberförsterei des Barons von Stauffenberg! Nach intensiven Gesprächen tritt er am 26. September 1996 zur römisch-katholischen Kirche über – eine Konversion, weil er die evangelische Landeskirche, in der er noch vor dem Ersten Weltkrieg getauft und konfirmiert worden war, formal nie verlassen hat. Aktiv war er nur bei der Heirat und der Taufe seines ersten Sohnes 1926 gewesen (der zweite Sohn wurde 1934 katholisch getauft, Pate war Carl Schmitt). Von der Konversion weiß nur seine zweite Frau, Liselotte Bohrer¹⁴. Am 17. Februar 1998 stirbt der Jahrhundertzeuge im 103. Lebensjahr; drei Tage später wird er nach katholischem Ritus in seiner Wahlheimat beerdigt, wodurch sein Übertritt allgemein bekannt und seitdem debattiert wird.

Für den Kenner des Jüngerschen Opus kommt der Vorgang allerdings nicht sehr überraschend. Er ist eine durchaus plausible Konsequenz einer lebenslangen intensiven und positiven Berührung mit dem Katholischen. Das Faszinosum an der katholischen Kirche war für ihn stets ihre kompakte Organisation, ihre weltumspannende Orientierung, ihr Schatz an Bildern und Traditionen, die Gleichzeitigkeit von Lebensnähe und -distanz, die bewiesene Substanz des Glaubens¹⁵. Die Christologie war ihm nicht recht zugänglich. Möglicherweise wegen der Nähe zum Menschen – kein „stereoskopischer Blick vom Mond“. Das ist aber, ich betone es, reine Vermutung.

Die Begegnung mit der Transzendenz ist das eine, Begegnungen mit dem personalen Gott das andere. Sie entziehen sich unserer Kenntnis. Doch sollten religiöse Vorgänge, hier der Übertritt, ausschließlich nach empirischen Wahrscheinlichkeiten beurteilt werden? Am 22. August 1927 schreibt Ernst Jünger an seinen Bruder Friedrich Georg, der gerade die Eigenständigkeit und wissenschaftliche Unzugänglichkeit der religiösen Dimension im Fall der Therese von Konnersreuth in mehreren großen deutschen Zeitungen energisch verteidigt hat: „Deine Ausführungen über Therese Neumann sind den ekelhaften medizinischen Spekulationen gegenüber souverän. Was kann denn selbstverständlicher als das Wunderbare sein?“¹⁶ Es durchbreche das nur kausal Verknüpfte.

Am 30. März 1965, zu seinem 70. Geburtstag, notiert Jünger im Tagebuch: „Die großen Abschnitte der Geschichte beginnen mit einer neuen Religion und jene im Leben des Einzelnen mit einem neuen Gebet.“ (Siebzig verweht I; 4,7) Das Buch „Ernst Jünger und die christliche Religion“ muß noch geschrieben werden. In ein mögliches Handbuch des deutschen literarischen Katholizismus des 20. Jahrhunderts gehörte er auf jeden Fall.

Auf Grenzpatrouille

Ernst Jünger ist weder systematischer Theologe noch professioneller Philosoph, aber ein Schriftsteller, den ein spirituelles Ansinnen bewegt: Wie bildet sich das Endliche im Unendlichen, das Ewige im Vergänglichen, das Absolute im Relativen ab?

Seine Antworten lassen sich nicht einer bestimmten Religion oder Konfession eindeutig zuordnen, doch sind sie in der Gegenwartsliteratur einigermaßen ungewöhnlich: Die Menschen haben das Weltgeschehen nicht in ihrer Hand; die sinnlich-konkrete Welt in Raum und Zeit, auch Schmerz und Tod, sind unübergebar, aber nicht das letzte Wort; die Natur ist voller Wunder und nicht fürs menschliche Wohl und Wehe da; trotz aller offensichtlichen Defekte ist die Welt sinnhaft gefügt; dem Menschen steht das Transzendente ferner als Tier- und Pflanzenwelt; je weniger die Welt verändert wird, desto besser.

Von daher ergeben sich seltsame, überraschende, aufregende und sicher auch befremdliche Ausblicke auf – um nur einige Beispiele aus dem 10000 Druckseiten umfassenden Gesamtwerk zu nennen – die Drogenproblematik (Annäherungen. Rausch und Drogen, 1970); die *Posthistoire* (mehrere Romane, zuletzt *Aladins Problem*, 1983); die moderne Technologie (Erzählung *Gläserne Bienen*, 1963, u. a.) den entomologischen Mikrokosmos (*Subtile Jagden*, 1995); die Geschichte der Bundesrepublik (Siebzig verweht I-V, *Tagebücher 1965–1995*, erschienen 1982–1997); die Astrologie (*An der Zeitmauer*, 1959); das 20. Jahrhundert, die Bibel und die christlichen Schriftsteller, schließlich seinen eigenen Lebensweg.

Es sind Grenzgänge, immer auf der Suche nach Luken und Fenstern, die einen Blick nach der anderen Seite gewähren. Hierin unterschied er sich von seinem nie genannten Antipoden Immanuel Kant, dessen Grundfragen: „Was können wir wissen, was dürfen wir hoffen, was sollen wir tun?“ auch die seinen waren; beantwortet freilich eher im Geist einer Identitätsphilosophie Goethes, die den menschlichen Sinnen traut¹⁷.

Schwierigkeiten stellen sich für Neulinge häufig bei den erzählenden Schriften ein: Jünger ist kein fröhlicher Fabulierer und romantischer Phantast, er setzt dem Leser – Søren Kierkegaard nicht unähnlich – Dialoge vor, in denen Ansichten konkurrieren. Seine Stärke ist das Schauen, das auf der Zustimmung zur Welt als ganzer ruht, nicht der Imperativ des Handelns aus dem Ungenügen an den Zuständen. Die blaue Blume blüht ihm überall: „Nigromontanus (hatte) mich die Kunst gelehrt, nach der man stets gewinnt, sei es in der Zelle des Einsiedlers, sei es im stolzen Palast“ (9,270). Jünger entlastet von den Zwängen der *vita activa*: „Unser Leben – es ist gelungen, wenn wir auch nur ahnen und ahnen lassen, was ewig in ihm eingebettet liegt“ (19.7.1940; 2,215)¹⁸.

ANMERKUNGEN

¹ E. Jünger, Gärten u. Straßen. Aus den Tagebüchern von 1939 u. 1940 (Berlin 1942). – Alle Zitate mit Band und Seitenangabe nach dem jeweiligen Text in den Sämtlichen Werken (SW, Stuttgart 1978 ff.).

² Es handelt sich beim Text um die – nicht als solche ausgewiesene! – zweite Strophe des Liedes 303 aus dem Evangelischen Kirchengesangbuch, was in der Sekundärliteratur anscheinend noch niemand zur Kenntnis genommen hat. Zur Zensurierung: H. Schwilk, Ernst Jünger. Ein Jahrhundertleben. Die Biografie (München 2007) 378. Für alle lebens- und zeitgeschichtlichen Hintergründe sei auf dieses Buch verwiesen.

³ Der Arbeiter. Herrschaft u. Gestalt (Hamburg 1932); jetzt in SW 8.

⁴ Brief an A. Mitscherlich vom 29. März 1946 aus Kirchhorst; Deutsches Literatur-Archiv Marbach, Akte E. J.

⁵ Die Entstehung datiert auf die Jahre 1933 bis 1938, als Ergebnis einer vollständigen Umarbeitung der ersten Fassung von 1929 mit dem neuen Untertitel „Figuren und Capriccios“; jetzt in SW 9, 177–330.

⁶ Gemessen am Anspruch, wirken Jüngers Beobachtungen bisweilen ungereimt, spekulativ, willkürlich; der Autor streut aber selbst genügend Kritisches dazu ein.

⁷ Sizilischer Brief an den Mann im Mond (1930).

⁸ Ebd.

⁹ Die Sekundärliteratur hat denn auch den Widerstandscharakter, aber kaum den spirituellen Aspekt der Schrift diskutiert; vgl. H. Kiesel, Ernst Jünger. Die Biografie (München 2007) 461 ff.

¹⁰ Jetzt in SW 7, 195–236.

¹¹ Jetzt in SW 2 u. 3.

¹² Vgl. H. Becher SJ, Heliopolis, in dieser Zs. 146 (1949/50) 109–119.

¹³ Dazu der instruktive Beitrag von A. Pschera, Wo Blätter fallen. Ernst Jüngers langer Weg zum Katholizismus, in: Vatican-Magazin 1 (5, 2007) 23–32.

¹⁴ Seine erste Frau Gretha war 1960 einem Krebsleiden erlegen. Alle wissenswerten Einzelheiten der Konversion vgl. Schwilk im ersten und im letzten Kapitel seiner Biographie (A. 2).

¹⁵ Der Protestantismus schien Jünger dagegen zu sehr ins Weltliche und Historische verstrickt; vgl. den im Alter von 78 Jahren verfaßten, stark codierten Roman seiner Jugend: Die Zwille (Stuttgart 1973). Die Texte der evangelischen Kirchenlieder haben ihn trotzdem ein Leben lang begleitet und inspiriert.

¹⁶ Briefwechsel im Nachlaß (vgl. A. 4). Für die Genehmigung zum Abdruck bedanke ich mich bei Dr. Liselotte Jünger, Überlingen, und dem Deutschen Literatur-Archiv-Marbach.

¹⁷ Jünger nennt als seine Hauptgewährszeugen gern L. Bloy, J. G. Hamann u. A. Schopenhauer. Er war aber ein viel zu selbständiger Geist, als daß man ihn als jemandes Schüler bezeichnen dürfte; alle Anreger sind – mit allem Respekt gesagt – stark „verjüngert“.

¹⁸ Für die beste Gesamtdarstellung halte ich nach wie vor das Werk von M. Meyer, Ernst Jünger (München 1990). Als Leitfaden dient Meyer Jüngers Verbindung von Modernität und Platonismus.